

Der jüdische Neujahrstag (Rosh Hashana) 1945

Krakau 1945. Ende des Sommers, die Tage werden kürzer. Das Laub der Bäume in der Allee färbt sich schon bunt und fällt langsam zu Boden. Herbststimmung. Die Realität ist trostlos. Alle Träume innerer und äußerer Freiheit haben uns verlassen. Ich bin alleine in meiner eigenen Stadt. Sie erscheint mir fremd. Wenn ich durch die Straßen gehe, kommt mir mit jedem Haus, jedem Park (Jeder Garten) bringt mir eine Erinnerung die mir soweit entfernt scheint, nämlich die süßen Jahre der Kindheit und der Jugend im Herbst.

Vier Monate sind vergangen seit die Glocken der Freiheit für uns geläutet haben. Vier Monate vergangen, seitdem ich meine Gefängnis Kleider wegwarf, voll mit Läusen. Vier Monate nun, in denen ich nicht mehr von Schreien der SS Offiziere „Kapos“ aufgeweckt werde, mit den Worten in Deutsch „beeilt euch, stellt euch auf, ihr verdammten Juden“; ich höre keine Flüche mehr, bin nicht mehr **hungrig!** Aber habe ich mir vorgestellt, dass Freiheit so ist?

Der Heimweg mir meiner kleinen Schwester war voll von inneren Kämpfen und Angst.

Antisemitismus ist überall. Die ganze Zeit höre ich bissige Bemerkungen, Spott und sarkastische Flüche: „Juden sind Schuld an unserem Unglück.“ Aber es gibt keine Juden mehr! Wir haben unsere Identität versteckt, haben uns vor jeder Kirche bekreuzigt. Ist das Freiheit?

Ich komme in Krakau an... kein Haus...keine Familie...nur Suchen, nur Fragen: Weiß irgend jemand etwas, hat jemand etwas gehört, gesehen, jemanden getroffen? Die ersten Worte von einiger polnischer Bekannter meiner Eltern: „Im Namen Jesu und der Heiligen Maria! Ihr habt überlebt!“

In den Straßen hörten wir Bemerkungen: „Juden sind wie Kakerlaken, sie kommen immer wieder zurück.“

Heute ist Rosh Hashanah „Frohes neues Jahr, Stenia“, grüße ich mich selbst. Ich bin alleine. Meine kleine Schwester blieb in einem Sanatorium. Sie ist 15 Jahre alt, und hat ein Ghetto und drei Konzentrationslager absolviert. Ich entschloß mich, zum „Tempel“ zu gehen, die einzige Synagoge, die von den zehn, die einst in Krakau standen hinterblieb. Auf dem Weg, komme ich an meiner Schule vorbei, und wieder kommen Erinnerungen hoch, so süße Erinnerungen, die ich tief in meinem bewahre... Ich Schlucke meine Tränen runter und gehe weiter. Zitternd gehe ich durch das Tor.

Ich sehe mich um... vielleicht treffe ich jemanden, der mir nahe steht? Vielleicht jemanden, der überlebt hat? Ich habe kein Gebetsbuch. Durstig nehme ich jedes Wort in mich auf, dass der Kantor von sich gibt...

Ich bin voll mit Verwundungen. Gebrochen in Leib und Seele. Werde ich jemals wieder heil sein können? Jemals wieder eins sein können mit Leib und Seele? Wann werde ich eine wirklich posaunende Stimme hören, eine private, nur für mich, die mir gute Dinge verkündet?

Ich sitze, tief in Gedanken versunken und plötzlich breche in Tränen aus. Ich kann mich nicht zurückhalten. Ich sehe mich selbst mit meiner Mutter in dem Ghetto sitzen in einem winzigen Apartment, das zu einem Ort des Gebetes für die Feiertage gemacht wurde. Wir zogen uns während unserer Pause hierhin zurück. Und wie auch heute, sang auch damals der Cantor das Gebet. Meine Mutter umarmt mich fest und flüstert: „(.....)“.

Wir weinen bitterlich, weil wir uns dieser fürchtelichen Realität bewusst sind... „Wer

durch Wasser, wer durch Feuer, wer durch Durst und wer durch Erdrosselung...“ Wir saßen dort, umarmten einander, weinten und wußten nicht, dass sie in wenigen Tagen diejenige sein würde, die dazu verurteilt ist, durch Hunger, Durst und Erdrosselung zu sterben. Ich sehe mich um: Ich bin nicht die einzige, die weint, jeder weint, jeder von uns betrauert seine geliebten Verwandten, deren Todesurteil nicht von oben besiegelt wurde – nur durch die schreckliche Stimme der Deutschen: Abgelehnt... ihr Urteil war beschlossen.

Ich bewegte mich nicht, bis das Gebet endete. Lautlos, lautlos weinte ich. Das Gebet war zu Ende. Menschen verlassen die Synagoge, flüstern sich etwas zu... Eine Gruppe hier, eine andere Gruppe dort... Sie fragen, forschen nach, suchen nach Informationen. Es gibt noch Hoffnung. Vielleicht hat jemand irgendwen getroffen oder von irgend jemandem etwas gehört...

Plötzlich höre ich eine Stimme, die meinen Namen ruft: „Frau Hollander.“ Es ist Magister Salpeter, ein guter Freund meiner Eltern. „Frohes neues Jahr“ Wie wundervoll, diesen Segenspruch zu hören! „Ihnen auch ein frohes neues Jahr“, antworte ich bewegt und aufgeregt. Er gibt mir einen Umschlag: „Schau her, ich war ein Repräsentant der Überlebenden beim ersten jüdischen Kongreß, der nach dem Krieg in London stattfand, als ich ein Telegramm Ihres Vaters erhielt.“

„Von meinem Vater!“, rief ich, „Er lebt!“

Ich öffne den Umschlag mit zitternden Händen, Tränen strömen aus meinen Augen. Aber es sind Tränen der Freude. Ich las: „Yehuda Hollander ist in Tel Aviv. Er sucht nach seinen Töchtern Erna und Adyta und bat Slepeter, ihnen zu helfen, nach Israel zu kommen“

Ich habe jetzt nur noch einen Wunsch: Ihn so schnell wie möglich zu erreichen und zu fühlen, dass wir zu jemandem gehören, mit jemandem sind. Keine einsamen Weisenkinder. Die Diaspora zu verlassen, die Verwüstung und Zerstörung hinter uns zu lassen. Eine Alia nach Israel zu machen und dort ein neues Leben aufzubauen.

„Ich wünsche mir ein frohes neues Jahr“, flüsterte ich mir selbst zu. Es ist jetzt keiner da, der es zu mir sagt, aber nächstes Jahr wird es hoffentlich anders sein.